



**MUSIK  
IN SZENE –  
SZENEN  
IN MUSIK**

**DOKUMENTATIONSBROSCHÜRE ZUR  
TAGUNG DER PLATTFORM MUSIKVERMITTLUNG  
ÖSTERREICH, 26.–28. FEBRUAR 2015,  
AN DER UNIVERSITÄT MOZARTEUM SALZBURG**

# ICH BRAUCHE KEINEN CLOWN AUF DER BÜHNE

## ERÖFFNUNGSVORTRAG VON PETER STANGEL

*Als mich Constanze Wimmer gebeten hat, den Eröffnungsvortrag zu halten, habe ich sie gefragt, ob sie – angesichts des Tagungstitels – wisse, was sie da tue, denn ich stünde ja für eine Musikvermittlungspräsentation, die gerade nicht interdisziplinär arbeite. Constanze hat meine Frage überzeugend bejaht – also stehe ich jetzt hier.*

### WARUM MUSIKVERMITTLUNG?

Ich würde den Vortrag gerne mit einer Frage beginnen, die auf den ersten Blick merkwürdig erscheinen mag, die ich aber für grundlegend halte – und für viel zu selten gestellt: Warum überhaupt Musikvermittlung? Noch vor 50 Jahren war es schwierig, überhaupt an Musik heranzukommen, eine ganze Generation hockte mit dem Kassettenrekorder vor dem Radio oder dem Fernseher und schnitt Sendungen in miserabler Qualität mit. Das ist lange her: Heute gibt es jede Art von Musik überall, sofort und in der Regel auch umsonst – wozu also etwas vermitteln, was ohnehin ubiquitär ist?

Die Frage zwingt zur Konkretisierung, zum Hinterfragen unseres Tuns, und wir können nun genauer sagen: Wir wollen nicht Musik vermitteln, sondern bestimmte ARTEN von Musik, vielleicht einen bestimmten UMGANG mit Musik. Welche das sind, wird im Einzelfall sehr unterschiedlich sein. Aber in jedem Fall können wir auch hier noch einen Schritt weitergehen und uns die bzw. uns der Frage stellen: Warum wollen wir das?

Auch diese Frage ist nicht so banal, wie sie zunächst klingen mag; denn wer würde nicht sofort zustimmen, dass die Vermittlung von Kunst und Kultur, von Musik über jeden Zweifel erhaben ist? Erst bei näherem Hinsehen wird klar, dass die Beweggründe so vielfältig sein können wie die Musikstile, die vermittelt werden sollen. Und zu den persönlichen Gründen, die hinter jedem Engagement stehen, kommen zunehmend auch „äußere“: Seit etwa 15 Jahren kann man eine Tendenz feststellen, die – entsprechend der Ökonomisierung weiter Bereiche der Gesellschaft – auch Musikvermittlung funktionalisiert: Musik wird nun – besonders bei „kleinen“ Menschen (Musikvermittlung an Kinder beansprucht immer noch den Löwenanteil unserer Bemühungen, der entsprechenden Fördergelder und der öffentlichen Aufmerksamkeit) – nicht mehr um ihrer selbst willen nahegebracht, sondern „um zu“: Es wird nicht mehr gespielt, gesungen und gehört, weil Musik unser Leben bereichert und die Seele beflügelt, sondern Musik wird als Vehikel *benutzt*: um Kinder besser miteinander reden zu lassen, ethnische Vorurteile abzubauen, Menschen zu integrieren; Musik wird als Möglichkeit gesehen, Kindern kulturelle Bildung als Rüstzeug für den späteren Lebenserfolg mitzugeben, sie wird hergenommen für Inklusion und, und, und. So entfernt sich Musik von der Begründung in sich selbst und wird ein Mittel zum Zweck – das ist nicht verboten, aber ich finde es wichtig, zu wissen, was genau wir da eigentlich tun (wollen) und warum.

### WIRKLICH ZUHÖREN

Warum ich persönlich Musik – und zwar eine ganz bestimmte Art von Musik – weitergeben möchte, ist ganz einfach: Weil ich sie so toll finde. Ich halte „klassische Musik“ (besser sollte man von „ernsthafter Musik“ sprechen, von „Hinhörmusik“ im Gegensatz zu Musik, die nebenbei gehört wird) für etwas vom Besten, was die Menschheit hervorgebracht hat. Die Werke eines Beethoven, Bach, Schubert, Brahms, Bartók, Messiaen und vieler anderer stehen in einer Reihe mit den ägyptischen Pyramiden, Bauten wie dem Petersdom, den Statuen von Michelangelo, Gemälden von El Greco oder Gedichten von Rainer Maria Rilke. Sie sind ein Beitrag zum Erbe der verschiedenen Kulturen, der zeigt, wozu die Menschheit fähig ist. Dass sie dazu fähig ist, liegt daran, dass sich der Mensch in einem Punkt von Tieren unterscheidet: Er hat ein ästhetisches Empfinden. Und das muss – und hier kommen wir zur Vermittlung zurück – wie alles Zivilisatorische und Kulturelle geprägt und gelernt werden, also vermittelt.

### WARUM GERADE „KLASSISCHE“ MUSIK?

Unter allen Musikkulturen der Welt hat sich in Europa zwischen 1650 und 1950 eine Ausprägung des Klanglichen entwickelt, die einzigartig ist, und das gleich in mehreren Hinsichten: Es ist die einzige Musiktradition, in der sich Polyphonie und Harmonie als bestimmende Parameter neben Rhythmus und Melodie emanzipiert haben und in der sich die Idee eines „Werkes“ als eines autonomen ästhetischen Objekts entwickelt hat. Im Gegensatz zu fast

aller anderen Musik auf der Welt dient diese Musik dann auch folgerichtig keiner Funktion mehr wie dem Tanzen, der Ausgestaltung einer Beerdigung oder einer Hochzeit, als Hintergrundmusik. Diese Art von Musik ist einzig und allein dazu da, als Kunst wahrgenommen zu werden, sie dient einzig dem zugewandten Hören, dem rein ästhetischen Genuss – und verweist damit in Sphären, die die dem Menschen innewohnenden Fragen nach den „letzten Dingen“ berührt.

Und weil das so ist, sollten nach meiner festen Überzeugung *alle* („kleinen“) Menschen in unserem Kulturkreis die Chance haben, klassische Musik zu mögen. Das geht aber in der Regel nur, wenn man in jungen Jahren in einen ersten Kontakt gekommen ist. Zwar scheint Musik als solche eine anthropologische Konstante zu sein, aber abgesehen vom Phänomen der Oktavidentität gibt es kaum Gemeinsamkeiten: Die Konzepte, was Musik überhaupt sein soll, sind so unterschiedlich, dass Musik eben – anders als es Leonard Bernstein noch in den 80er-Jahren so telegen wie hoffnungsfroh formuliert hat – keine alle Menschen verbindende Sprache darstellt. Musiken sind, im Gegenteil, viele Sprachen, und man muss sie erlernen. Denn hinter dem Klang eines Didgeridoo steht ein ganz anderes musikalisches Konzept als hinter Beethoven-Streichquartetten. In den indischen Ragas gibt es 22 Mikrotöne, die ich selbst (oder gerade?) als ausgebildeter Musiker zwar hören, aber nicht verstehen kann, weil mir ihre Bedeutung nicht von klein auf eingeprägt wurde. Afrikanische Trommelrhythmen sind uns Europäerinnen und Europäern letztlich nicht zugänglich, denn wir verarbeiten und gruppieren sie im Gehirn anders, als wenn wir damit groß geworden wären. Nach allem, was wir wissen, ist es also wichtig, dass die sich entwickelnden Gehirne in einem Zeitfenster der Prägnanz mit „ihrer“ Musik in Kontakt kommen – und das ist für mich als Europäer die „klassische“ Musik.

## KINDER BRAUCHEN GESCHICHTEN

Mein Konzept dafür, wie man „kleine“ Menschen dazu bringen kann, dass sie wirklich zuhören, ist sehr einfach: Ich nehme sie ernst. Das klingt banal, ist es aber nicht. Denn die Sünden wider dieses Gebot sind zahlreich: Sei es, dass die gewählten Musikstücke für Kinderhirne ungeeignet sind oder zu lang; sei es, dass die Texte mit Worten aufwarten, die Kinder nicht kennen, oder aber, im Gegenteil, sich bei den Kindern mit vermeintlicher Kindlichkeit (die in Wirklichkeit eine Überheblichkeit ist) anbieten wollen. Außerdem bedeutet Kinder ernst zu nehmen auch, ihnen „richtige“ Musik anzubieten und nicht immer nur dieselben drei (vermeintlichen) Kinderstücke: Geschätzte 80 Prozent aller Kinderkonzerte werden mit „Peter und der Wolf“, „Karneval der Tiere“ und „Babar der Elefant“ bestritten. Kinder haben aber ein Anrecht auf ein viel breiteres Spektrum, schließlich gibt man Kindern auch nicht nur drei Speisen zu essen!

Bei der Konzeption eines neuen Programms (es gibt inzwischen 19 verschiedene) gehe ich immer von der Musik aus: Ich wähle ausschließlich Kompositionen, die ich musikalisch für wertvoll halte und die man ohne Gewalt in kleine Portionen aufteilen kann. Dann erfinde ich eine Geschichte um die Musik „herum“ und Sorge dafür, dass in dem Moment, in dem die Musik einsetzt, eine Situation entstanden ist, die die Musik ausmalen kann, und so Bilder im Kopf entstehen können. Denn Kinder brauchen – frei nach Bruno Bettelheim – Geschichten. Ein fünfjähriges Menschlein kann zwar nicht 40 Minuten ohne Unterbrechung einer komplexen Musik zuhören, sehr wohl aber fünf Minuten – also warum nicht beides miteinander kombinieren?

## WARUM KEINE PROJEKTIONEN?

Zum Ernstnehmen sowohl der Musik als auch der Zuhörerinnen und Zuhörer gehört auch der Verzicht auf jegliche Art von Interaktion und Animation. Der Grund ist einfach: Ich möchte die Kinder das Hören lehren. Ich möchte ihnen die Erfahrung ermöglichen, dass das Stillsitzen (das Kinder erst lernen müssen!) und das Zuhören, ohne zu zappeln, zu tanzen, mitzumachen, eine tolle Sache sein kann. Ich verzichte auch auf Bebilderungen und Projektionen, denn die Bilder sollen im Kopf entstehen – abgesehen davon, dass unser Gehirn so organisiert ist, dass Optik immer vor Akustik verarbeitet wird. Wenn ich also optische Reize geboten bekomme, gerät die Verarbeitung des Akustischen in den Hintergrund. Deshalb ist für mich – und so kam es zum provokanten Titel dieses Vortrags – der Einsatz von Aktionen auf einem anderen als dem auditiven Kanal problematisch, weil es die Fokussierung auf das Hören und das Entstehen von inneren Welten verhindert.

## FUNKTIONIERT ES?

Dass dieses Konzept funktioniert, bekommen wir regelmäßig bestätigt, wenn wir wieder viermal 500 Kinder zwischen vier und sieben Jahren im Konzert haben und die Kleinen eine Dreiviertelstunde still dasitzen, einfach

zuhören und offenbar zufrieden und glücklich damit sind. Wenn sie merken, dass man sie mit der Geschichte und der Musik anspricht und nicht über sie hinwegmusiziert. Das bekommen sie auch durch die Themenwahl mit.

Wir haben beispielsweise ein Programm, bei dem es in der Rahmenhandlung um den Tod geht. Da ist ein Opa gestorben und die Identifikationsfigur, ein kleiner Junge, sitzt mit einer Schachtel Fotos da und setzt sich mit Opas Leben und seinem Tod auseinander. Im Vorfeld gab es besorgte Eltern, die fragten, ob man das Kindern zumuten könne. Ja, natürlich kann man. Sterben gehört nun einmal zum Leben und man muss die Kinder behütend an die Hand nehmen, aber muss ihnen doch keine pinkfarbene, zuckersüße Disneywelt anbieten! Die Kinder haben ein *Recht* auf „the real thing“, denn Kinder wollen vor allem eins: wachsen. Er-wachsen. Und dazu gehört es, sich auf die Zehenspitzen zu stellen – ob im wörtlichen oder auch im übertragenen Sinn.

Die Kinder fanden die Geschichte um den Opa übrigens ganz toll. Hinterher kam, was mich sehr berührt hat, ein sechs- oder siebenjähriges Mädchen. In der Geschichte ist die Mutter des Jungen schwanger und das kleine Brüderchen soll den Namen des Opas bekommen. Das Mädchen erkundigte sich, wie denn das kleine Brüderchen heißen werde. Darüber hatte ich überhaupt nicht nachgedacht und sagte: „Das kannst du dir aussuchen, wie soll es denn heißen?“ Das hat sie mir zwar nicht verraten, aber sie zog befriedigt von dannen, denn ganz offensichtlich war in ihrer Familie gerade auch ein Opa gestorben – und so war für sie diese Geschichte zusammen mit der Musik von Schumanns „Kinderszenen“ sehr tröstlich.

Unsere generelle Erfahrung ist, dass man Kindern viel mehr zumuten kann, als wohlmeinende und überfürsorgliche Erwachsene gerne meinen. Die Idee, man würde Kinder mit allem, was ernst und ernsthaft ist, überfordern, ist dem Trend geschuldet, auch die Erwachsenenwelt zu infantilisieren: Alles muss Spaß machen, darf nicht anstrengend sein und die Ergebnisse (in Form von Belohnungen wie Spielpunkten) müssen sofort vorliegen.

Ich halte das für sehr problematisch, denn Erwachsene sind für Kinder Rollenmodelle. Der Belohnungsaufschub und die Frustrationstoleranz sind Kernkompetenzen des erwachsenen Menschen, die ihn vom Kind unterscheiden. Wenn Kinder nun erleben, dass Erwachsene den Aufwand scheuen, sich mit einer Sache wirklich auseinanderzusetzen, etwas nach einem Scheitern wieder und wieder zu versuchen, bis man es doch „geknackt“ hat, dann haben sie natürlich kein Vorbild, an dem sie sich orientieren können und das glaubwürdig die Notwendigkeit von Durchhaltevermögen vermittelt.

„Ich weiß, du hast jetzt keine Lust mehr, Klarinette zu üben, aber glaub mir, da müssen wir jetzt durch, und du wirst sehen, in zwei Monaten findest du es wieder ganz toll.“ Das ist ein Satz, der Kindern nur noch selten zugemutet wird. Das ist aber sehr schade, denn viele Erwachsene sagen uns, dass sie es heute bedauern, dass die Eltern sie nicht hartnäckiger gedrängt haben, weiter ein Instrument zu erlernen.

## NEBENEFFEKTE

Um schließlich doch auf einen „Um-zu-Aspekt“ zu kommen, den ich in der heutigen Zeit von großer Bedeutung finde: Wenn Kinder im jungen Alter von vier bis sieben Jahren gemeinsam Konzerte erleben, werden sie auch gemeinsam geprägt – und das ist tatsächlich ein Beitrag zur Integration. Denn wenn ein Kind aus dem arabischen Raum, ein türkisches und ein deutsches Kind gleichzeitig diese Art Musik kennenlernen, dann können sie sich auch darüber verständigen.

Wir haben deshalb folgende Ideen entwickelt: Das Projekt „Klassik in die Kitas“ (Klick) hat zur Idee, ein Basisset für Kindertagesstätten zur Verfügung zu stellen, das so konzipiert ist, dass auch nicht speziell ausgebildete Pädagoginnen und Pädagogen etwas damit anfangen können. In einem Buch werden Instrumente vorgestellt, auf einer CD kann man Stücke anhören usw. Die Idee ist weiter, dass das die Grundlage für viele weitere Projekte ist. Sie können dann darauf aufbauen, dass schon die Kleinen wissen, was eine Klarinette ist.

Ich glaube daran, was Antoine de Saint-Exupéry geschrieben hat: „Wenn Du ein Schiff bauen willst, dann rufe nicht die Menschen zusammen, um Holz zu sammeln, Aufgaben zu verteilen, und die Arbeit einzuteilen, sondern lehre sie die Sehnsucht nach dem großen, weiten Meer.“ In diesem Sinne fokussieren unsere Konzerte darauf, die Kinder zu faszinieren. Alles Weitere kann sich dann daraus ergeben. Es ist toll für uns, wenn Kinder tatsächlich anfangen, aktiv Musik zu machen, aber in jedem Fall haben sie etwas kennengelernt, was ihr Leben bereichert. Sie müssen Klassik nicht mögen, aber sie sollten eine Chance dazu haben.

## ZUR TASCHENPHILHARMONIE

Arnold Schönberg hat 1920/21 den Verein für musikalische Privataufführungen in Wien gegründet. Weil es kein Geld gab, Mahler-Symphonien zu spielen, haben seine Schüler Erwin Stein, auch Anton Webern, die Kompositionen für kleine Besetzungen von zwölf bis fünfzehn Musikerinnen und Musikern neu orchestriert. Als junger Kapellmeister durfte ich diese Bearbeitungen dirigieren und war von der Durchsichtigkeit der Strukturen so begeistert, dass ich nach den Jahren als Generalmusikdirektor ein Ensemble – die taschenphilharmonie – gegründet habe. Inzwischen haben wir ein riesiges Repertoire für zehn bis zwanzig Musikerinnen und Musiker, etwa Mahlers Siebente mit 19 Musikerinnen und Musikern. Das Überraschende daran ist, dass vieles tatsächlich gut funktioniert, wenn man es professionell macht. Deshalb arbeite ich mit einem festen Ensemble, bestehend aus professionellen Musikerinnen und Musikern. Wir haben drei eigene Konzertreihen in München, wovon eine die Reihe „Große Musik für kleine Hörer“ ist. Daneben bieten wir auch für Erwachsene Musikvermittlung an, wobei wir in den sogenannten „Hörakademien“ klassische Stücke mit „laufendem Orchester“ auseinandernehmen und anschließend wieder zusammensetzen.

[www.die-taschenphilharmonie.de](http://www.die-taschenphilharmonie.de)